

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 26 (1943-1944)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Gesellschaft Schweizer Frauenblatt, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse U.-G., Stodertstrasse 64, Zürich 2, Telefon 7 29 75. Postfach-Nr. VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Wintertsur AG., Telefon 2 22 52. Postfach-Nr. VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einseitige Zeile
meterlang oder auch deren Raum 15 Rp. für
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.
Schiffrechtlich 50 Rp. / Keine Verbind-
lichkeit für Placierungsvorschläge der In-
terate - Inseratenschluß Montag abends

1. August 1944

Der Krieg hat sich so sehr verdichtet, daß wir in immer kürzerer Zeit dem Paratate zugutreiben scheinen, auf einem Strom von Blut und Tränen. Wenige von uns kennen den Krieg und seine ungezählten Nebenwirkungen aus eigener Anschauung. Nur vom Hören und Lesen, aus dem Spiel unserer Vorstellungsvermögen oder aus Anteilnahme am Schicksal anderer. So bleiben wir unversehrt und gehen dennoch im Banne des Ungeheuerlichen durch jeden einzelnen unserer Tage.

Darum fällt es schwer und liegt dem Gefühl entgegen, einen Tag einzufaden, der in seiner Festlichkeit mit früheren Bundesfeiertagen Ähnlichkeit haben soll. Selbstam wird es sein, die leuchtenden Fahnen flattern zu sehen, als gelte es Freude. Heimat - wir nehmen dieses geliebte Wort seltener in den Mund als in den letzten Jahren; denn mit dem Begriffe leben wir nun eng verflochten. Tag um Tag. Wir, die wir uns in die Schuld der Menschheit einbezogen wissen, haben Widerstände in uns zu überwinden, aus dem nicht mehr Belebten, sondern zur täglichen Bemühung Gewordenen wieder ein Veredetes zu machen. Und doch werden wir, wenn dieser 1. August anbricht, uns aus dem stummen Regir der Arbeit erheben, um dem Einigen ins Antlitz zu sehen. Unser Herz leidet nach der ewigen Quelle. Daß wir sie rein und unversehrt fließen lassen, das mag unser 1. August 1944 werden.

Heimat - nur dann ist sie es uns, wenn sie im Schatten göttlicher Heimat steht, die keine Grenzen kennt und alle Völker umfaßt. In aller Vertrautheit ist sie uns wie das Banner am Turm das noch Innerliche, das Zukünftige. Sie will von uns erschaffen, gestaltet sein, immer neu, in einer Welt, die ihrer Gestalt von Jahrhundert zu Jahrhundert, rascher jetzt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ändert. Alles Besiehende ist heute in einen ungeheuren Schmelztiegel geworfen. So sorgfältig wir Schweizer Grenzen und Luftraum bewachen, so sind wir doch genau wie die Völker alle in den Luftschmelzungsprozess einbezogen. Aber nicht willenlos wollen wir uns der Umwandlung hingeben, sondern wie Menschen, die die Hand des Höchsten an sich spüren fühlen. Als unerrückbare Sternbilder müssen wir die göttlichen Ordnungen in unserem Blute tragen. Nur anfangen können wir die große Arbeit des Ordens nach diesem Krieg, können unseren Weg durch die schrecklicheren Drahtverläufe von Haß, Vergeltung, Rache, Schmerz und Heimatlosigkeit bahnen. In die Hände unserer Kinder werden wir Last um Last legen müssen. Sie auf das rechte Erbe zu verweisen, ist zugleich unsere Aufgabe; denn neue Würdevollheit, engere Schicksalsverbundenheit, größere Verantwortlichkeit des einen für den anderen wird Ziel auch der Völker sein müssen. Wie sehr wir Gott danken, daß wir im Frieden

An das Schweizervolk

Es entspricht dem am Bundesfeiertag immer aufs neue in Erinnerung gerufenen Wapenspruch der Männer vom Mittel: „Einer für alle, alle für einen“, daß auch dieses Jahr vom Bundesfeier-Komitee eine Sammlung zugunsten eines wohltätigen, gemeinnützigen Zweckes durchgeführt wird. Ihr Ertrag soll 1944 dem Schweizerischen Roten Kreuz zugute kommen. Keine andere Zweckbestimmung würde im gleichen Maße den besondern Verhältnissen und Anforderungen der gegenwärtigen außerordentlichen Zeit Rechnung tragen.

Der Aufgabekreis des Schweizerischen Roten Kreuzes hat durch die besondern Notdürfnisse, die durch den Krieg hervorgerufen worden sind, eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Dieser Tätigkeit kommt eine erhöhte Bedeutung zu. Würde das Rote Kreuz nicht schon vor dem Kriege vorhanden gewesen, so hätte zweifellos eine ähnliche staatliche Einrichtung seither geschaffen werden müssen. Obgleich es eine private Institution ist, erfüllt es gerade in der Kriegszeit eine Reihe von Aufgaben, die im Grunde genommen Sache der Allgemeinheit sind.

Umso mehr verdient das Rote Kreuz unsere Sympathie und tatkräftige Unterstützung. Welch wichtige Rolle ihm gerade während der Mobilisation unserer Armee zufällt, geht daraus hervor, daß es dem Armeesanitätsdienst das gesamte freiwillige Pflegepersonal und Spitalmaterial zur Verfügung stellt. Darin liegt auch eine unentbehrliche Vorstufe für den Kriegesfall. Das Rote Kreuz widmet sich weiter der ständigen Verbesserung der Ausbildung der

Krankenschwestern. Es hat auch den Blutbedienst organisiert, und zwar nicht nur für die Armee, sondern auch für die Zivilpersonen. Seit der Mobilisation entfaltet das Schweizerische Rote Kreuz auf dem Gebiete der Soldatenfürsorge und der Flüchtlings- und Interniertenhilfe eine regenreiche wie fruchtbare Initiative.

Seine Tätigkeit bleibt nicht auf die Schweiz beschränkt. In Verbindung mit dem internationalen Roten Kreuz hat es seine Dienstleistungen durch die Veranstaltung von Kinderhilfsaktionen in Frankreich, Finnland, Belgien, Serbien, Kroatien, Griechenland und Italien auf das Ausland ausgedehnt und dadurch viel Kriegsgut und Glend gemildert.

Die Bewältigung dieser stark gesteigerten Aufgaben erfordert vermehrte finanzielle Mittel, die nur durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden können. Dem Schweizervolk bietet sich Gelegenheit, anlässlich der Bundesfeierammlung erneut seine menschenfreundliche Gesinnung zu bezeugen und dem Roten Kreuz für seine eble, dem Schweizernamen zur Ehre gereichende Tätigkeit Dank und Anerkennung zu zollen. Gewiß haben viele, an die sich dieser Appell richtet, mit den eigenen Sorgen und Nöten genug zu tun. Solange wir aber das unermessliche Glück haben, von den Schrecken des Krieges verschont zu bleiben, hat immer noch ein jeder die Möglichkeit, sein Scherlein an die Hilfe zugunsten aller jener beizutragen, die vom Kriege ungleich härter getroffen worden sind.

Dr. W. Stampfli
Bundespräsident

Antwort auf ein Telegramm

Der Bund Schweizer Frauenvereine und der Verband für Frauenstimmrecht hatten an Frau von Horthy ein Telegramm mit der dringlichsten Bitte gerichtet, sich persönlich für die verfolgten Juden in Ungarn einzusetzen. Sie sind nun im Auftrage der Kabinetts-Kanzlei des Reichsverweisers telegraphisch informiert worden, daß Frau von Horthy alles in ihrer Macht stehende unternimmt, um den Geboten der Humanität Geltung zu verschaffen.

Der Waadtländer Schild

1859

In der Brücke zu Kaufonne
Sünet der Wapenschild von Waadt,
Darauf „Baterland und Freiheit“
Froch das Volk geschrieben hat.
Erzogenen glanz das Wapen,
In der Sonne strahlt die Schrift;
Wo schrieb man in Helvetien,
Und von Eten war der Stilt!

Sieh im regen Bräudenwandel
Walef sich ein schönes Bild;
Liebend hebt ein kleines Dindchen
Seinen Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
„Freiheit“ und das „Baterland“!
Und sie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und sie lenkt den zarten Finger
Am Metall hinauf, hinauf,
In den sonnbüchigen Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Loden
Gold in Gold zusammenfließt,
Von der Wangen Freudenröte
Kof' an Hofe blähen spricht.

Aber auf derselben Brücke
Geht ein einsam fremder Mann,
Handelt mit ergauntem Saare
Eilt und küßt in Not und Bann;
Er gemahrt das Spiel der Kleinen,
Kraßer liegt gleiches sein Blut,
Doch um schmerzhaft zu klagen
Um verlorenes höchstes Gut.

„Welche Worte seht ihr schreiben
Hier die Unschuld und das Glück!
Weshool werden sie mein Schönen,
Frankenland! zu ihr zurück!
Was mir dort in Blut und Grauel
Im Verrat zusammenbrach,
Lehret hier ein Kind das andre,
Singt der Vogel auf dem Dach!

„Ist denn euer Himmel blauet,
Schweizer! goldner eure Korn?
Sind denn lauter eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glück und Unschuld, ach! sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid - nicht weiß ich's -
Doch geeignet seht ihr euch!“

Gottfried Keller

Erinnerung an Ferdinand Bloem, französischer Revolutionär, 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, lebte seit dem Staatsstreich von 1852 im schweizerischen Exil und starb in Lausanne. Er war es, der auf der Brücke die zwei Kinder sah.



Ein heiterer Roman von A. E. Monti.

Vergessliche Herren! Wenn die Erinnerung umgibt der junge Albert Pfister nicht, denn seiner Väter die Schauspielerei. Sie beginnt ihm nicht unheimlich. Und unheimlicher aber verhält sie der Schauspielerei. Besonders, wenn in dem Jüngling eine gefährliche Krankheit wittert. Eben wurde ihm ein Streich gespielt, daß er infolge der ererbten Erblindung nur noch nicht anstatt singen kann. Wo ist Erleichterung? Da für Monti bezeichnend?

Zehn Minuten später hielt der Tag vor einer Vorhänge. „Da ist er!“ sagte der Wirt und zeigte auf einen grauhaarigen Mann, der allein an einem Tische saß. „Herr Carl Banoni?“ fragte Albert. „Was wollen Sie?“ brummte der Sänger. „Wir wollen Sie abholen. Sie müssen mit uns ins Theater kommen und den Marzico singen. Der Tag wartet draußen.“ „Ich singe nicht!“ erklärte der Mann brüsk und winkte dem Kellner. „Aber Sie haben doch Herrn Dübelsbeiß zugejagt, Herr Banoni!“

„Ich hab's mir anders überlegt“, antwortete der Sänger. „Ich singe nicht!“

Er schlug mit seiner ungeheuren Faust auf den Tisch und schaute seinen jungen Besucher wütend an. Plötzlich jedoch glätteten sich seine Züge und ein nachsichtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. „Nichts für ungut, junger Mann. Trinken Sie und lassen Sie mir ein wenig Gesellschaft!“

Albert begann Gewissensbisse zu empfinden. Es war nicht zu leugnen, wenn die Vorstellung abgebrochen werden sollte, so war das allein seine Schuld. Sein Nachsatz war gut gelungen, doch solche Folgen hatte er nicht beabsichtigt. Nun waren die Zeitgenossen alle Mitglieder des Ensembles, inklusive Wirt. Er fand es lächerlich, daß gerade dieser verlogene Kerl die Hilfe bringen sollte. Er betrachtete verflissen den ins Glas starrenden Sänger und flüsterete plötzlich vor sich hin: „Der Agent hatte doch recht. Ich habe die Wette verloren...“

„Wie...?“ sagte Banoni, der plötzlich hellwach war. „Was haben Sie gesagt?“

„Ich, nichts“, meinte Albert leichthin. „Ich sprach von einer Wette, die ich verloren habe. So ein schmieriger Agent, hat nämlich behauptet, nun... es ist ja egal...“

„Was hat er behauptet? Daß ich... daß ich meine Stimme verloren hätte, wie...?“

„Ja, irgend so etwas hat er dahergeredet. Ich habe Sie früher oft gehört und habe ihn genau

woortet, daß man eine solche Stimme nicht plötzlich verlieren könne, und daß Sie heute noch alle Töne des Landes in die Tische flüchten, wenn...“

„Tu ich auch!“

„Ich weiß es... Doch... die Wette hätte ich verloren!“

„Was für ein Kerl hat das behauptet? Etwa der Amin Bepf?“

„Ja!“ log Albert.

Banoni knirschte hörbar mit den Zähnen und ballte die Faust. „Gehen wir!“ rief er zwischen den Zähnen hervor. „Sie sollen Ihre Wette nicht verlieren! Ich tue es nicht! Ihrem schätzbaren Direktor antworte nun! Ihre Wette tue ich, junger Mann. Hören Sie?“

Schwerfällig erhob er sich und ließ sich in seinen Mantel helfen. Schwiegend folgte er dem jungen Mann, der die Wette schnell, bevor sich Banoni anders begeben konnte, in das wartende Auto schlepte.

„Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind!“ rief Nicolai seinem Rettungswagen entgegen, doch der würdige ihm keines Blickes, sondern knappte nur an ihm vorbei.

„Wieviel Zeit haben wir?“ knurrte er.

„Süßstens zehn Minuten!“

Da umringelten die Garderobiers den Aufkömmling und kiffen ihm die Kleider vom Leib. Einer schmuckte, einer frickelte ihn, einer postete ihm die Stiefel an, einer zwängte ihn in die Kluftung hinein. Banoni ließ alles stumm mit sich geschehen, und erst als

mit Ach und Krach sein Bauch in die enge Kluftung placiert war, knurrte er: „Einen Cognac!“

„Wieder Gott!“ höhnte Nicolai. „Er ist ja schon jetzt völlig betrunken! Die Leute werden wiehern, wenn sie dieses Schnapsmaß erwidern!“

Der Agent kratzte sich nachdenklich das Kinn.

„Ja, dieser Banoni hat sich fast verändert. Ich habe ihn vor drei Jahren selbst gehört. Damals war seine Stimme noch ganz passabel. Jetzt scheint er mir allerdings noch ganz unten zu sein.“

Er verknümmte, ba der Kofaz jetzt in der Garderobentür erstickten und sich gegen die Wände hin bewegte.

„Gleich wird er hinfallen“, flüsterte der bestürmte Direktor. „Süßstens, wenn er mir nur nicht auf offener Bühne hinplumpft!“

Aber Carl Banoni fiel nicht hin. Langsam Fuß vor Fuß setzend, bewegte er sich wie ein Baby, das gehen lernt.

„Herr Banoni!“ rief ihm Nicolai nach. „Soll ich vor den Vorhang treten und anfragen, daß Sie die Rolle übernehmen haben?“

Er nickte, und als Nicolai durch den Vorhang schlüpfte, um den Rollenwechsel anzukündigen, bis er stehen und lautstark angepöbelte. Dann huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Die Zuschauer applaudierten, als sie seinen Namen hörten. „Sie haben mich nicht verzeihen“, flüsterte er. „Sie meinen mich, lieben mich.“

Dieser Applaus wirkte gleich einem Lebensretter auf ihn. Mit einem Mal schien er verändert, ver-

Frauenorganisationen als Ausdrucksform politischen Wirkens

Was das Bild der „Frau von heute“, der „Frau von morgen“, anbelangt, geht seit einiger Zeit ein merklicher Saub der Äußererwelt. Er blüht ein, daß die moderne Frau vor allem auch durch ihre Eigenart als jeglicher Organisation gekennzeichnet sei.

Da heißt es etwa: „Die Organisation, dieser Vorkämpfer der Gegenwart, entwerfen sich die Leben, normalisiert alles Künftige.“ — Die offiziellen Organisationen haben manche hilfswirksamen Frauen ab. Es sind Maschinen, und die Helferin ist ein Rad im Mädelwerk.“ — „Und im übrigen hat dieser Krieg wieder gezeigt, daß sich die Frauen nie und nimmer organisieren lassen. Organisation ist dem Weiben der Frau im Inneren anzuhaben.“

Verartige Meinungen wollen scheinbar die Eigenart der Frau, ihre Interessen bevorzugen. In Wirklichkeit aber sind sie denjenigen gerade entgegengesetzt. In Form dieser Schlagwörter läuft eine ganze Herde trojanischer Pferdchen herum. Was das trojanische Pferd zu bedeuten hat, weiß man: „Die Trojaner waren mit Windheit geschlagen und führten das Ungeheuer jubelnd auf den heiligen Berg“, wo dann als bald die feindlichen Krieger aus dem Pferd herausstiegen und die ahnungslosen Bürger erlöbigen.

Der Begriff „Die Frau von heute und morgen“ hat suggestive Kraft. Wer möchte sie — übrigens mit vollem Recht — nicht auch verkörpern? Aber hätten wir uns vor der Gedankenlosigkeit, durch diese Meinung unermittelt mit dem, uns in die Schuhe geschoben, Charakterzug der „Organisationsfähigkeit“ zu hypostatisieren und damit schließlich noch selbst an ihn zu glauben. Diese Beurteilung ist nicht nur grundlos, sondern auch gefährlich. Wenn die Frauen sich selbst von ihrer „Organisationsfähigkeit“ überzeugen lassen, so würden sie damit die Waffe, welche der wirklichen weiblichen Eigenart Geltung verschafft, nämlich den Willen zur Vereinigung der Frauen, aus der Hand sinken lassen.

Anstatt uns, von Blindheit geschlagen, ins eigene Fleisch zu schneiden, wollen wir lieber die Augen öffnen und diese trojanischen Heerlein noch vor den Mauern unserer Stadt ein wenig unter die Lupe nehmen.

Natürlich bermag die Frau in ihrem persönlichen Kreis durch unmittelbares Wirken so viel — und fluecht damit indirekt zum Wohl des Ganzen, der Allgemeinheit bei — das sind doch die Worte, mit welchen man die Frauen von ihrer Organisation abzulernen versucht. Sie sind recht und gut, aber damit ist eben nur ein Teil der im Interesse der weiblichen Eigenart erprobten Aktivität der Frau im Dienste der Gemeinschaft gemeint. Neben den Aufgaben, welche jeder Frau auf Schritt und Tritte erwachsen, gibt es eine Anzahl von Aufgaben, die nur eine Gemeinschaft von Frauen bewältigen kann. Und dann darf vor allem auch nicht vergessen werden, daß es eine soziale, wirtschaftliche, politische Verbesserung der Lage der Frau in erster Linie durch gezielten weiblichen Willen, also durch Verbände von Frauen, erreicht werden kann.

Die „Frau von heute“ und die „Frau von morgen“ möchte auch außerhalb der engeren Gemeinschaft, der Familie, ihr weibliches Wesen

in weiteren Gemeinschaften kraftvoll entfalten und damit überhaupt ihre Persönlichkeit und ihre persönlichen Möglichkeiten.

Viel weniger als man glaubt, wird nun dieser Boden der persönlichen Entfaltung nicht von den Einzelnen geschaffen. „Schmiedin ihres Glückes“ ist die Einzelne weit nur innerhalb eines von anderen Kräften bestimmten Spielraumes. Wer die Bedeutung der weiblichen Organisationen unterschätzt, begeht den Irrtum, nicht in Betracht zu ziehen, daß der heutige bereits erweiterte Spielraum weiblicher Möglichkeiten, weit davon entfernt, eine Selbstverständlichkeit zu sein, ja gerade zu einem beträchtlichen Teil ein indirekter Erfolg weiblicher Organisationsfähigkeit ist.

Darum lerne sie aus der Vergangenheit für die Zukunft. Die Vereinigung der Frauen ist eine wirksame Waffe, dieses Ziel einer erweiterten Entfaltung herbeizuführen.

Selbstverständlich gibt es kurzweiligere Stunden als an einer Vereinsigung, selbstverständlich präsentiert sich bei vielen anderen Arbeiten deren produktiver Wert schneller und sichtbar. Aber wer möchte denn den Weg, welcher ihn zu der Verwirklichung der Grundgedanken einer größeren persönlichen Entfaltung führt, nicht beschreiten, weil er einige notwendige Umläufe beschreitet.

Zusammenschluß, Bund, Vereinigung bewirken Einigkeit. Einigkeit macht Kraft. Nicht nur die Männer, auch die Frauen. Der Zusammenschluß ist eine ununterbrochene Kraft. Sie ist größer als die Summe der Kräfte der einzelnen Beteiligten. Das Verbünden erzeugt eine Konzentration von Willenskraft, welcher auf der anderen Seite, das heißt bei den nicht Verbundenen, nur einer Vernetzung der Willenskraft gegenüber steht. Darum auch die Durchschlagkraft der wirklich auf Ziele freudenden Vereinigungen. Sie organisieren ist das wunderbarste Werkzeug, mit welchem eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Persönlichkeiten immer wieder ihren Willen gegenüber einer gleichgültigen oder auch ungünstig gestimmten Masse durchzusetzen kann. Die geschichtlichen Beispiele dafür sind ungezählt. Uns Schweizerinnen liegt dieser Satz das aller nächste Beispiel noch näher als jeder: Die Geburt und die Entwicklung der Eidgenossenschaft zeigt bis auf den heutigen Tag für die Kraft des Bundes weniger Menschen gegenüber einer riesigen Außenwelt.

Darum möchten wir gerade am 1. August die Lehre beherzigen, welche der Bundescharter uns Frauen noch im besonderen erteilt. Er zeigt uns doch, daß sich die Frauenkräfte vereinigen müssen, wenn sich der geantwornten und selbstigen Eigenart der Frauen größere Geltungsbereiche öffnen sollen.

Unsere Frauenorganisationen haben aber, solange die Schweizerinnen noch nicht Aktivbürgerinnen sind, außer der Bedeutung als kraftvolles Mittel zur Erweiterung des weiblichen Geltungsbereiches noch einen anderen tiefen Sinn.

„Der Frauenverein“ heißt es allenthalben immer und immer wieder, „der Frauenverein“. Nun gibt es ja in der Schweiz keinen „Frauenverein“, sondern einfach die einzelnen Vereinigungen von Frauen, welche teils von Dachorganisationen umfaßt werden. Und dennoch ist „der Frauenverein“ ein Begriff, welcher einer merkwürdigen Respekt einflößt, eine Macht, die in Betracht gezogen wird.

Nun, „der Frauenverein“ ist nichts anderes als Bezeichnung für das in den Schweizerinnen lebende Prinzip einer Einigung von Frauen, ein gemeinschaftliche überpersönliche Zweck, die unser Zusammenleben nahelegt, zu verwirklichen. Dieses Prinzip ist nichts anderes als der Wille zu politischer Zusammenarbeit der Frauen auf dem-

kräftiger Basis. Die Frauenvereine sind bis heute dessen einzige realisierte Gestalt — aber er ist damit immerhin in Erscheinung getreten. — „Der Frauenverein“, dieses mythische Gebilde, ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art Parallelstaat der Schweizerinnen zum Staat der Schweizerinnen. Mit der Gründung von Frauenvereinen haben auch einmal die Frauen, das sonst von Männern bejagte Reich der Staufschweizerin beherzigt. „Der Frauenverein“ stellt den Eidgenossen die „Eidgenossinnen“ gegenüber.

Parallelstaat — man hört den Ausdruck nicht gern. Am allerwenigsten sicher aber die Frauen. Denn seit Jahrzehnten ist ja ihr schlichter politischer Wunsch, daß unser nationales Gesamtgesellschaften in einer Weise geordnet wird, welche den Frauen ebenfalls sämtliche politischen Wirkungsmöglichkeiten gibt.

Demokratie!

Am 1. August wird dieses Wort in Tausenden von Gemeinden mit tiefer Ueberzeugung und hinreichender Begeisterung ausgesprochen. Möchte es doch in den Herzen so lebendig werden, daß über kurzem aus den zwei Millionen Schweizerinnen auch „Eidgenossinnen“ würden, daß die Frauen voll und ganz Bürgerinnen würden.

Hundert Jahre Diakonissenhaus Bern

Am 25. Juli feierte das Diakonissenhaus Bern sein hundertjähriges Bestehen. Seine Gründung beruht auf einer Frau, die mit unermüdlicher Energie und Unlust aus kleinen Anfängen ein Werk aufbaute, das in den vergangenen 100 Jahren unendlich viel Segen ausgeübt hat. Wir entnehmen dem Bericht von Diakonisse Lydia Locher einige Angaben über die Entstehungsgeschichte, wobei uns besonders auch ihre Angaben über die Gründerin, Sophie von Wurtenberger, interessieren.

„Es war am 25. Juli 1844, als ein armer Tagelöhner die Stadt Bern mit einem zweifelhafteigen Karren überfuhr, auf dem einige alte Weibchen mit Kindern saßen. Ich habe mich an dem Karren abgemerkt und beobachtet, bis alle warmhäutigen Weibchen seine besondere Aufmerksamkeitskraft ausübten. Aber auf dem Karren lag etwas, welches das härteste Auge nicht zu übersehen und die geschickteste Hand nicht zu fassen vermochte — ein Senforn! Und dieses Senforn wuchs so, daß es nach fünfzig Jahren seine Aeste und Zweige über drei Länder ausbreitete. Der Karren mit dem unglücklichen Senforn hielt still in der Harbergasse Nr. 36 (jetzt 26). Die wenigen Betrüde bildeten mit einigen alten Mädeln den Anfang des Hauses.“

So schickte 1894 Vater Dänbiller mit wenig Strichen den Anfang des Berner Diakonissenhauses. Zum Jahre 1899 wurde im Schloss Wiltberg bei Bern ein Mädchen, Sophie von Wurtenberger, geboren. Ihr Vater war Oberst und Landvogt, Geschäftsführer und Kenner von sieben Sprachen, die Mutter, eine geborene von Barren, frühere Hofdame der Prinzessin von Oranien. Sophie wurde vom Vater erzieht und in größter Einfachheit erzogen.

Als fünfjähriges Mädchen liebte Sophie ihre Puppe immer wieder krank werden und pflegte, wusch und badete sie, bis die Puppe verblüht war. Als junges Mädchen beachtete sie arme Kranke und warde sich den Jucker für sie von Wunden ab. Der größte Teil ihres Tagesvergnügen war monatlich fünfzig Franken der Puppe zu zahlen. Dafür schickte sie sich nicht, abgetragene Kleider ihrer Freundinnen auszutragen.

Mit diesen Freundinnen gründete sie einen Frauenverein. Die Mitglieder besuchten arme Kranke und brachten ihnen Lebensmittel, Kleider, Holz und Bettwäsche. Bald aber zeigte sich die Notwendigkeit, Kranke zur Pflege aufzunehmen. So entstand in einer Hinterhauswohnung mit einem größeren Zimmer und drei Stubben das kleine Spital, von dem oben die Rede war. Sophie wurde von ihren Freundinnen zur Leiterin bestimmt; sie hatte Friedensheim entlassene Diakonissen aus Rapperswil und viele christliche Pfaffen in England kennengelernt. Mit nur einer Wagg begann sie, die vornehme Patrizierin, die Kranken zu pflegen und den Haushalt zu führen. Eltern und Verwandte entrüsteten sich und luden sie davon abzuhalten. Aber sie blieb fest. Nach einem Jahr trat die erste Diakonisse, Margarethe Schwegler, ein. Nur langsam folgten weitere; nach zehn Jahren waren es bloß sieben Diakonissen. Nach und nach, als der Widerstand gegen die sogenannten „Reichweibern“ nachließ, wurden Diakonissen in Spital-

Nachrichten der Woche

Inland

Am der Erinnerungsfest für die Schlacht bei Dornach sprach Bundespräsident Dr. Stammli und betonte die Notwendigkeit der gegenseitigen Rücksichtnahme, der Solidarität und des Vertrauens zwischen Regierung und Volk.

Wegen der Unverschiedenheit der Behandlung der ungarischen Juden haben ferner protestiert der Kirchenausschuß des Kantons Glarus, der bernische Synodalkonvent; weiter die schweizerische Lebensrettergesellschaft und die Studenten der Universität Zürich, die an den Unbesatz, die zunehmende Wirtschaftlichen Unverschiedenheiten gegen die ungarischen Ereignisse im Namen der Christlichkeit und Menschlichkeit bei der deutschen Regierung sichtlich zu protestieren.“

Der neue schweizerische Gesandte in Großbritannien, Minister Paul Kieffer, ist mit Gemahlin in London eingetroffen.

Der neue französische Gesandte für die Schweiz, der Schriftsteller Paul Morand, hat sein Amt in Bern angetreten.

Anfolge der sehr intensiven Tätigkeit allierter Bomber in Ostdeutschland sind zahlreiche Bomber zur Notlandung in der Schweiz übergegangen, einige sind abgestürzt.

Inselnd

Das deutsche Nachrichtenbureau gab Kunde von einem Bombenattentat auf Reichsanwalt Ritter, in dessen Umgebung 13 hohe Militärs verlegt wurden. Er selbst trug nur leichte Verletzungen davon und hielt folgende Tages eine Rede an die Hand. Das Kommando über hohen Militärs zur Luft gelang, der Altminister, Herr Graf v. Stauffenberg, wurde erschossen. Strenge Maßnahmen zur Vermeidung des Herzes und der Verwaltung wurden sofort ergriffen. Die oberste Leitung der „Seimatt“-Front wurde dem Innenminister und Reichsanwalt Ritter in der Hand gegeben. Das neue Amt des „Reichs“-bediensteten für den totalen Kriegszustand wurde an Oberfeld gegeben, dem der Auftrag erteilt ist, den gesamten Staatsapparat (Bahn, Post, öffentl. Anstalten und Betriebe usw.) einem noch tieferen Zustand der Arbeit aller Menschen und Maschinen für den Krieg unterzuwerfen.

In der deutschen Wehrmacht ist an Stelle des abgemündeten militärischen Trübes der Hitleranführer eingeführt worden.

Präsident Roosevelt wurde im abgemündeten Wehrmacht von der demokratischen Partei der Vereinigten Staaten für eine 4. Wahlperiode zum Präsidentschaftskandidaten gewählt.

Das ganze japanische Kabinett Tojo ist zurückgetreten, der japanische General Kato gab eine Erklärung mit verhängnisvollem Aus.

Der französische Teil von Singapur am Generie wurde als „Verwaltungsmaßnahme“ von „S. S.“-Verbandsverbänden durch Feuer zerstört, das Vieh gemegelt, die Menschen, soweit sie nicht fliehen konnten, deportiert. Der Ort ist zerstört und menschenleer.

Kriegsdenkmäler

Die in: Laut russischer Meldung ist die deutsche Luftrotte in voller Aufhebung. Die Russen erobern u. a. Ostrov, Cholm, Lublin, Bystow, Stanislaw, sie haben Lemberg umgangen und ihre Vorhut haben 60 Kilometer vor Warschau. Die Verluste der Deutschen in den letzten 30 Tagen sollen 380 000 Tote und 150 000 Gefangene betragen; die Deutsche an Kriegsgefangenen ist enorm.

Drei große Kesselkämpfe sind im Gange, die sich um die Gebiete von Dinaburg, Bialystok und Lemberg drehen.

Frankreich: Westlich von St. Lo finden erbitterte Kämpfe statt. Starke deutscher Widerstand macht sich bemerkbar.

Italien: Die Alliierten haben das stark verteidigte Ancona eingenommen, ebenso Ancona. Marina di Vico ist erobert, französische Truppen haben knapp 20 Kilometer vor Florenz.

Asien: Amerikanische Truppen landen auf der Insel Guam.

Luftkrieg: Die intensive Tätigkeit der alliierten Bomber geht u. a. in Genua, Genua, Schwyz, Freiburg, Bern, Augsburg, München, Köln, Straßburg, Mainz, Saarbrücken, Leipzig, Chemnitz, Stuttgart, Berlin, Kiel, Frankfurt, Aachen, Bielefeld, Göttingen, Erfurt, Magdeburg, Halle, Potsdam, Berlin getroffen.

Die deutsche Flugelbombe schädigt anbauender London und Südbangladesch.

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 Zentrale Lage
Tel. 577 22

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkshaus

Berichtigung

Leider hat in Nr. 30 im Artikel „Enzlich“ der Passus über die Juden an einigen Stellen Mißverständnisse herorgebracht. El. S. legt Wert darauf, ausdrücklich festzustellen, daß sie niemals schweizerische Verbündete im Auge gefaßt hat und mit diesem Passus lediglich die nationalsozialistische Einstellung kennzeichnen wollte, was leider zu wenig zum Ausdruck gekommen ist und was sie ausdrücklich bedauert.

„Es war ein saurer Tag, ich weiß. Aber ich ärgerte mich so mahntung über Pragmayer, wie er das plötzlich aufbaute und unsern schönen Nachmittag stören wollte. Ich konnte wirklich nicht wissen, daß wir ein Gemüter kriegen. Ich wollte ihn nur ein wenig lächerlich machen.“

„Ich möchte Ihnen eigentlich böse sein“, meinte Rita, „denn Sie haben uns in eine schreckliche Situation gebracht. Aber Sie haben dann alles wieder herausgerufen durch diesen Banon.“

„Ein herrlicher Sänger, nicht wahr? Viel besser als Pragmayer!“ Doch diesen letzten Satz schenkte sie nicht zu hören.

„Ich habe mich über Pragmayer auch geärgert. Wirklich lächerlich, daß er uns nachkommen ist! Ich kann Herumplanieren nicht leiden!“

„Ich auch nicht Gerade deshalb wollte ich ihm eine kleine Aktion erteilen. Außerdem wollte ich ihm Ihnen allein sein.“

„Sei zwei Tagen hörte ich von Ihnen nichts das selbe. Sie wollten mit mir allein sein. Nun, jetzt sind wir allein. Was haben Sie mit also zu sagen?“

„Er trat einen Schritt näher: „Ich liebe Sie wahnsinnig.“

„Wie soll ich Ihnen das glauben? Sie kennen mich ja gar nicht. Sie wissen nichts von mir. Und ich weiß nichts von Ihnen. Soll ich Ihnen vielleicht sofort um den Hals fallen?“

„Ja!“ rief Albert begeistert. „Ihm war plötzlich zu-

mut, als wäre das Schwert gefallen, auf das er schon fünf Jahren gewartet hatte.

„Er beugte sich wieder zu ihr und preßte seinen Mund an ihren Mund.“

„Man muß sich vor Augen halten, was das für einen Neben beneidet! Das erste Mal, als er sich mit solchen Gedanken an einem Mädchen näherte, wurde er ausgelacht, das zweite Mal verlangte man unerbittlich Bezahlung von ihm, und das dritte Mal wurde er sogar zu Polizeigewalt verurteilt. Aber jetzt hatte er es erreicht! Es war wie ein Ritterkutsch, der ihm von seiner Herrschin erteilt worden war. Es blitzte in ihm. Oh, dieser Kuß, er wollte ihn ausdehnen in alle Ewigkeit.“

Doch da schickte die Königin, Rita sprang auf.

„Ich muß auf die Bühne!“ Und schon war sie ihm wie ein Pfeil entwichen.

(Fortsetzung folgt.)

vierter Familien aristokratisch, das heißt, sie schenken sich der Berücksichtigung, dem ganzen Volk durch Gewinnung und Verhalten ein Vorbild geben, die kulturellen und politischen Ziele, die von den Vorfahren errungen waren, pflegen und mit ihrer Person und ihrem Beisitz für die Heimat sich einbringen zu sollen.

Eschir wurde es mir, daß die Familieneigenschaft gepflegt wurde, daß viele Familien ihren Ursprung in weit zurückliegende Jahrhunderte zurückverfolgen konnten, daß man schon aus dem Namen einer jeden schließen konnte, aus welcher Gegend sie stammte. In Deutschland hatten fast nur die altstämmigen oder alte reichshäufige Familien einen Stammbaum; in allgemeinen ging die Erinnerung zum Vater der Großeltern hinan. Oben wo die Familieneigenschaft wurde die Geschichte der Städte, der Kantone, des Landes und Volkes gepflegt, und zwar nicht nur von stiftigen Gelehrten. Es gab in Zürich viele Herren, die Kaufleute oder Hofbeamten waren oder gemein waren und sich mit Einzelersparungen in der Geschichte beschäftigten. Viele von den Neuhäbblern, die nach alter Sitte von einer Reihe von Gesellschaften herausgegeben wurden, kamen auf diese Weise auf. Die allgemeine schweizerische Geschichte war dem ganzen Volk bekannt, die großen Begebenheiten wurden mit freudiger Teilnahme von allen gelehrt. Wie anders war das bei uns. So gewaltige Ereignisse, wie die Zerstörung am Ende des 17. Jahrhunderts waren den meisten Deutschen kaum bekannt, nicht einmal die Befreiungskriege konnten für alle Deutschen eine glor-

reiche Familien aristokratisch, das heißt, sie schenken sich der Berücksichtigung, dem ganzen Volk durch Gewinnung und Verhalten ein Vorbild geben, die kulturellen und politischen Ziele, die von den Vorfahren errungen waren, pflegen und mit ihrer Person und ihrem Beisitz für die Heimat sich einbringen zu sollen.

Eschir wurde es mir, daß die Familieneigenschaft gepflegt wurde, daß viele Familien ihren Ursprung in weit zurückliegende Jahrhunderte zurückverfolgen konnten, daß man schon aus dem Namen einer jeden schließen konnte, aus welcher Gegend sie stammte. In Deutschland hatten fast nur die altstämmigen oder alte reichshäufige Familien einen Stammbaum; in allgemeinen ging die Erinnerung zum Vater der Großeltern hinan. Oben wo die Familieneigenschaft wurde die Geschichte der Städte, der Kantone, des Landes und Volkes gepflegt, und zwar nicht nur von stiftigen Gelehrten. Es gab in Zürich viele Herren, die Kaufleute oder Hofbeamten waren oder gemein waren und sich mit Einzelersparungen in der Geschichte beschäftigten. Viele von den Neuhäbblern, die nach alter Sitte von einer Reihe von Gesellschaften herausgegeben wurden, kamen auf diese Weise auf. Die allgemeine schweizerische Geschichte war dem ganzen Volk bekannt, die großen Begebenheiten wurden mit freudiger Teilnahme von allen gelehrt. Wie anders war das bei uns. So gewaltige Ereignisse, wie die Zerstörung am Ende des 17. Jahrhunderts waren den meisten Deutschen kaum bekannt, nicht einmal die Befreiungskriege konnten für alle Deutschen eine glor-

Bekanntnis zum schweizerischen Wesen der Dichterin Ricarda Huch

„Es fiel mir auf, wieviel selbstbewußter und sicherer im Auftreten die einfache Bevölkerung in der Schweiz war als dagegen. Sie schenken nicht durch eine Kunst vor den höheren Schichten hervortreten zu sein. Dies war das Ergebnis der Einfachheit und Ausgesprochenheit, nur von Kultur. Auf der anderen Seite war trotz der demokratischen Verfassung der Charakter

gleich er merkte, daß sie nicht mehr böse war, hielt er es doch für angebracht, sich zu entschuldigen.

leber gerufen, suchte in die Hinterküste des Infelipi ab.

Das führte Sophie von Burkenberger auf diesen demnächstigen Weg der dienenden Liebe?

Die Gnade Gottes erfüllte ihr Herz mit seliger Freude und trug sie zu selbstloser Hingabe. Das Bibelwort war die Quelle, aus der sie schöpfte. Sie las und erlernte es auch ihren Kranken. Im Gebet erquickte sie Kraft zum Durchhalten in den unermesslichen Schwierigkeiten der ersten Jahre und wunderbare Hilfe in besonderen Nöten.

Im Jahr 1856 verheiratete sich Sophie mit Friedrich Dänflinger, einem warmen Freund ihres Werkes. Wahrscheinlich ein unglückliches Paar! Dänflinger war zwölf Jahre jünger, Sohn eines Logenherbers und Kreis-Verwalter, selbst Logenherber von Bern, aber mit einer guten Bildung ausgestattet. Er hatte während seiner Wanderjahre in Deutschland und England die eine ständige Besessenen und war inwieweit zu einem mühsigen Bekannter seines Glaubens herangereift. Gemeinam mit seiner Gattin fand er dem Diakonissenhaus vor. Er war ein geistlicher und origineller Hausvater. Mit seiner praktischen Begabung und Erfahrung ergänzte er prächtig seine bedeutende, hochschwebende Frau.

Das Werk wuchs langsam in die Länge und in die Breite. Es hatte jetzt seinen Sitz in größeren, hellen, aber immer noch gemieteten Räumen an der Nidwalden. Später fand es dann eine bleibende Stätte auf dem Blumenberg und an der Altenberggasse bis an die Aare hinunter; das Mutterhaus der Diakonissenhäuser in Basel, die Diakonissenanstalt Solothurn, die Säuer für die Krankenpflege der jungen Schwwestern, die Altersheim, Wirtschaftsbetriebe und Sozialerzählungen. Doch auch nach außen hin wuchs das Werk bis über die Landesgrenze nach Frankreich und in größerem Maße nach Deutschland hinüber.

Nach Frau Dänflinger von Burkenbergers Tode im Jahr 1878 trat Jenni Schenkel aus Basel, zweite Gattin Dänflingers, an ihre Stelle als Diakonissenmutter. Sie war die Tochter des bedeutenden Rechtsgelehrten Professor Johannes Schenkel. Als im Jahr 1900 Friedrich Dänflinger die Augen schloß, führte sie das Diakonissenhaus, unterstützt vom Komitee, weiter. Sie verband eine gute Wirtschaftsgewandtheit und viel Menschenkenntnis mit einem ausgeprägten Talent zum Redieren.

Sie war eine originelle und unpopuläre Persönlichkeit, die unter den Schwwestern, aber auch bei Behörden, Kommissionen und Anstaltsleitungen ihren Willen durchzusetzen verstand. Sie war Sommer und Winter weit gefahren, und wohnt sie 3. Miethaus im tiefen Winter ihren Stationen im Schlitten nach und mit einem Kommissionsmitglied zu einer Beschreibung und einer Tasse Tee landete, so hinterließ sie bei der ganzen Familie einen weichen Eindruck.

Nach ihrem Tode — 1918 — zeigten sich schwere Mängel und Schäden im Werk, die es in seinen Grundfesten zu erschüttern drohten. Alles war am Absterben, und das Neue konnte nicht recht zum Durchbruch kommen.

In diesem Zeitpunkt stellte sich dem Werk ein Mann zur Verfügung, der mit einem lebendigen Verständnis die Notwendigkeit umfassender Neuerungen im Diakonissenwesen erkannte, und damit ein hervorragendes Organisations-talent mitbrachte.

Herr Dr. Adolf Frey von Wattenwyl übernahm 1916 die Leitung der „Dänflinger Schwwestern“. Die Statuten wurden geändert, eine Direktion und

ein Direktionsausschuss eingesetzt und der Vorsteher, heute Rektor genannt, mit der Leitung betraut. Herr Frey hat außer dem materiellen Ausbau des Diakonissenhauses große Verdienste, was besonders auf dem Gebiet der Schwwestern-Ausbildung. War die Arbeit der Diakonissen in den ersten Jahrzehnten ihres Wirkens in erster Linie auf dem Grundbau des Bibles-Studiums, des religiösen Dienstes am kranken Mitmenschen aus Liebe aufgebaut, so sollte dabei sehr oft eine genügende pflegerische Ausbildung, nach dem Wunsche „dem Gott ein Werk sein, dem gibt er den Segen“. Herr Frey sah sehr bald ein, daß das Weiterbestehen der Diakonissenhäuser überhaupt davon abhängen würde, daß ihren Schwwestern eine ebenso gute Ausbildung gegeben wurde, wie sie die freien Pflegerinnen-schulen überall vermitteln, und wie sie die vor allem auch die Entlohnung der ärztlichen Wissenschaft dringend erforderte. Er sah vor allem keinen Widerspruch in der Anweisung eines solchen und vielseitigen Willens durch die Schwwestern und der religiösen Grundhaltung, die die conditio sine qua non jedes Diakonissenwerkes bleiben muß. So glied er den theoretischen Unterricht dem der anderen Ausbildungsstellen an und erreichte dadurch in den fast 30 Jahren seines segensreichen Wirkens, daß seine Schwwesternschaft im ganzen Land und weit über die Landesgrenzen hinaus einen ausgezeichneten Ruf erworben hat, den sie beim Ableben von Frau Dänflinger in pflegerischer Beziehung nicht mehr voll genöß.

Daß bei einer solchen Ausbildung auch die Nachfrage nach Schwwestern wuchs, bewies die Ausdehnung der heutigen Aufgaben. Nach Abtrennung des deutschen Zweiges arbeiten heute 850 Diakonissen in 31 eigenen Betrieben und Anstalten, in 37 Spitälern, 35 Gemeindefestungen, in Privatpflegen, im Dienst an Alten, Jungenslichen und Kindern, an alkoholkranken und gefangenen Frauen und auf zwei Missionsstationen im Orient. Schwwesternmangel und das Problem des Nachwuchs sind auch hier.

Wie weitgehend und psychologisch richtig Herr Frey organisierte und dem Werk immer die fruchtbarsten Kräfte und Mitarbeiter zuzuführen verstand, beweist der Umstand, daß er konsequent den Standpunkt vertrat, daß die Schwwestern auch in der Leitung des Werkes teilhaben zu dürfen kommen müßten und einen Teil der Verantwortung mitzutragen hätten. Es gehören heute neben der Oberin vier weitere Diakonissen der Direktion an, ein Promozionist, der von ähnlichen Anfängen nicht immer erreicht wird und der sicher viel zur Verbundenheit der großen Diakonissenfamilie beiträgt.

Das bekannteste Eigenkapital des Diakonissenwerkes ist das 1888 eingeweihte und 1928 zu einer vorbildlichen Privatankunft umgebaute Salem-Spital, wo ausgezeichnete Kräfte wirken und Patienten aller Welt Heilung finden.

Herr Frey hat an der Jubiläumssfeier sein Amt nach fast 40jähriger Treue und gesamter Arbeit in die Hände von Herr Richard Baumlin abgeliefert. Möge es diesem vergünstigt sein, im gleichen Sinn und mit dem gleichen Erfolg ein Werk der Liebe und der christlichen Hilfsbereitschaft weiterzuführen, das vor 100 Jahren ein junges Mädchen mit ein paar warmen Betten und einem unerwarteten christlichen Glauben in die Wirklichkeit und Notwendigkeit seines Tuns ins Leben gerufen hat und das heute unter guter Pflege zu einem starken Baun angewachsen ist, der seinen Segen freudig über das ganze Land.

Alle Küchengeräte nur von SCHWABENLAND & CO AG. Nuschelerstr. 44 Zürich 1

Heinrich Barth ordentl. Professor an der Universität Basel „Grundlagen der Gemeinschaft“ Fragen und Antworten eines Schweizer

Die Fragen sind der gegenwärtigen Zeit gewidmet... Zu beziehen beim Verlag: Buchdruckerei Winterli AG, Winterthur, sowie bei den Buchhandlungen zu Fr. 1.75 plus WUST.

ich bestelle... Name... Adresse...

Der heimelige Teerraum... Bistrotube... W. BERTSCH, SOHN ZÜRICH

Ihre Buchhaltung... durch Marg Gloor... Zürich 7 Tel. 29313

Billige Ferlen-Kleider in diversen Ausführungen MÖLLER Sommerau

Große Auswahl Damen-Strümpfe Rayonne und Seide der Fanny Meyer, MERCERIE Poststraße 8, Zürich 1

Werbeständige Möbel MEER FELSER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU MEER + CO AG. BERN

HAUSHALTUNGSSCHULE ZÜRICH Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins Koch- und Haushaltungskurse

SCHAFFHAUSER WOLLE J. Leutert Metzgerei Charcuterie Zürich 1 Schützengasse 7 Telefon 34770 Filiale Bahnhofplatz 7

Die Zierde Ihrer Küche: der elektrische Herd! Seine Kochplatten sind auf 4 Heizstufen genau regulierbar... Baumann, Koelliker & Co. A.G., Sihlstr. 37, Zürich Telefon 33733

Brillen gut & preiswert bei OPTIKER Berling ZÜRICH LIMMATQUAI 134 u.d. BAHNHOFBRÜCKE

Wäsche nach Gewicht das einfachste für die Hausfrau... Walchenthal M. Trottmann Winterthur Wiesenstr. 3, Tel. 21652, Ablage Badgasse 21642.

Sprachferien-Austausch der Pro Juventute

„Ja, mein Vater kommt im Frühling aus der Schule“, sagt Frau Schmid zu Frau Huber, während sie beim Vater warten. „Mein Mann will nicht nur gleich in die Schweiz über, sondern auch, er mich dünkt, ein bisschen Ferien würden dem Bub doch auch noch sehr gut tun. Wir hätten ihn ja gerne für ein paar Wochen ins Welsche geschickt, aber bei dieser Zeit...“ Sie weicht ein wenig und kauft ihre Märlein auf den Lebkuchen. „So so, der Vater ist also auch schon so weit“, antwortet Frau Huber, „wie doch die Zeit vergeht. Mir ist, als sei unser Hanni erst gestern aus Lausanne heimgekommen, dabei sind's zwei Jahre her. Wir müßten ja auch rechnen bei uns zu Hause, aber dieser Aufseherfall hat dem Hanni so gut getan, daß wir jetzt nach

der Schule auch hinschicken werden, mit der Pro Juventute Jugendferien kommt die ganze Weltgeschichte gar nicht so teuer.“ „Pro Juventute natürlich“, ruft Frau Schmid und wackelt ihren Brausebinder ein, „ich glaube sogar, letzten einmal etwas von einem Sprachferien-Austausch gelesen zu haben — aber man hat ja so viel im Kopf, daß ich das ganz vergessen habe. Leben Sie wohl, Frau Huber, ich werde heute glaub doch noch einmal mit meinem Mann reden.“ Das ist Frau Schmid — mit dem Erfolg, daß sie sich anderntags bei der Pro Juventute genau informieren läßt und Folgendes erfährt:

„Schweizer Jugendferien“ Das neue eidgenössische Berufsausbildungs-gesetz gibt jedem schulenfähigen jungen Schweizer den Anspruch auf mindestens sechs aufeinanderfolgende Ferientage pro Jahr. In verschiedenen Kantonen und einzelnen Betrieben werden den Lehrlingen zwei Wochen Erholung gewährt, was sich wiederum in erhöhter Arbeitsfreude und Arbeitsleistung auswirkt. Um diese Ferien möglichst sinnvoll zu gestalten und auch Unkosten-

man nur entweder Beifall klatschen zu dem, was die jeweiligen Regierungen anordneten, oder schweigend und verärgert, von allen verlegt beiseite stehen; die Schweizer konnten mitwirken und gegenwirken nach der eigenen Ueberzeugung. In der Almohöhe, die dadurch entstand, war mit leicht zu atmen. Ich fühlte mich hier wie auf einem hohen Berge, von reiner Luft als im Tale umhüllt... Ich fühlte mich in Zürich so zu Hause, die ich ersten hochdeutsch gesprochenen Worte, die ich hörte, wenn ich vorübergehend nach Deutschland reife, mich fremd und peinlich berührten: die Sprache war die Gesichter kamen mir flüchtig, verflüchtiger vor als in der Schweiz. Ich behauerte, daß nicht auch in Deutschland überall die Mundart und die volkstümliche Sonderart gepflegt worden war, und ich sprach das der Zentralisation zu. Meine Vorliebe für das Mannigfaltige und Abwechslung gegen das Uniforme war wohl, zunächst eine, allseitige, wie ich denn glaube, daß ich nach Rückkehr damals eher eine allseitige als eine etwische Weltanschauung hatte. Ich hatte einen leidenschaftlichen Hang für das Schöne. Aber im tiefsten Urgrund ist doch wohl das Schöne eins mit dem Wahren und Guten. Jedenfalls kann man, glaube ich, behaupten, daß das Mannigfaltige im politisch-sozialen Leben nicht nur sich schmeck, sondern auch besser auswirkt. Strebt doch die Natur überall zum Mannigfaltigen, und man verleiht ihren Reichtum, indem man zentralisiert. Ausgangspunkt aus Richard Dusch, „Frühling in der Schweiz, Jugendferien“, Atlantis-Verlag, Zürich.

20 Pfunden aus nur 1 Pfund aus! BAHNHOFF-BUFFER ZÜRICH

reide Erinnerung sein. Jedes Land feierte möglichst nur seine Dynastien vom dynastischen Standpunkt aus. War das nicht einst anders gewesen? Mehr und mehr bildete sich in die Ansicht aus, daß die Schweiz sich in der Bahn weiterentwickelt habe, die im mittelalterlichen Deutschen Reich eingeschlagen gewesen wäre, von der zuerst die Reformation, hauptsächlich aber der Absolutismus Deutschland ablenkte hätte. Hier in der Schweiz schenkte mir das wachsende, das unentwickelte Deutschland zu sein, denn ich mich glücklich fühlte, hier wurden noch die beiden großen Tendenzen des mittelalterlichen Reiches, die universalistische und die föderalistische Idee, hochgehalten und verwirklicht. Auch die eigenständige Mischung von demokratischen und aristokratischen Elementen, wie sie in den Städten des Mittelalters sich ausgebildet hatten, war hier erhalten geblieben. Ich hatte, obwohl meine Kindheit in die Zeit des Krieges von 1870 und der Reichgründung fiel, niemals die Schwärmererei für das neue Reich teilen können, die so allgemein war. Nicht einmal für Bismarck und den alten Kaiser konnte ich mich begeistern, und die Aufkündigung an das Mittelalter, die am meisten verurteilt wurde, indem man Wilhelm I. als Radfahrer der großen Schachspieler oder der Hohenstaufen hinstellte, fand ich verfehlt. Das neue Reich war, fand ich, etwas von Grund aus anderes, es schloß sich nicht an das Mittelalter, sondern an den Absolutismus. Den habe ich, ich war Republikaner, ohne je, fowelt mir bemußt ist, in dieser Richtung beeinflusst worden zu sein, es war mir angeboren. Im damaligen Deutschland konnte

MAISON *Carth*
 BEQUEMERE DAMENBEKLEIDUNG
 ELEGANTE BLUSEN
 FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHERWEG 8
 TELEFON 732221

ten die Möglichkeit zu einem Klimawechsel und einem Ferienaufenthalt zu gewinnen, hat die Pro Juventute die „Schweizer Jugendferien“ geschaffen:

Lehrjahre und Lehrstücker sollen durch Luftveränderung, einfache, gesunde Kost und frohes Spiel mit gleichaltrigen Kameraden neue Erlebnisse, körperliche Erholung und festliche Stimmung finden. Mittelschülern und Studenten wird geholfen, ihre Ferienzeit gleichzeitig für die berufliche Ausbildung auszuwerten durch Aufenthalte in anderen Sprachgebieten der Schweiz, und später wieder im Auslande. Jungen Auslandschweizern werden Ferien in der Schweiz ermöglicht, um ihnen in den Wandergruppen Kenntnis und Liebe zum Heimatland aus eigenem Erleben zu vermitteln.

Wahlen Sie das?

Eine noch viel zu wenig bekannte Unterabteilung der Schweizer Jugendferien ist der Sprachferien-Austausch der Pro Juventute. Man hat sich ja schon genug über unser „francais fédéral“ lustig gemacht, und wirklich ist es unverständlich, daß wir Ditschweizer im Durchschnitt noch so ein miserables Französisch sprechen, wo wir nur ein paar Eisenbahnstunden von der deutschen Schweiz entfernt sind. Mit dem Italienischen steht es noch schlimmer, und umgekehrt befindet sich der Genfer oder Neuenburger im Allgemeinen mit der deutschen Sprache auf ziemlich gespanntem Fuße.

Die Pro Juventute geht nun von dem Gedanken aus, daß wohl bei vielen jungen Menschen die Freude und der Wunsch nach einem Ferienaufenthalt in einer anderssprachigen Gegend durchaus vorhanden wären, daß aber die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse eine solche Ausgabe nicht gestatten. Sie hat sich die verbindliche und gegenseitige Aufgabe gestellt, in ihrem Jugendferienbüro den Austausch von Jugendlichen aus den verschiedensten Bundesstaaten zu fördern und zu organisieren. Auf diese Weise bereist der Vater aus Frauenfeld für einen Monat ins Welsche, und dafür zahlt der Jean-Louis aus Neuenburg in seinem Elternhaus ein. Wenn genügend Platz vorhanden ist, können die Ferien auch zu zweit organisiert werden, das heißt, Peter bereist mit Jean-Louis

erst zwei Wochen in Neuenburg und zehrt ihm nachher bierzehn Tage lang die Schönheiten seiner eigenen Vaterstadt. Nicht selten entwickeln sich aus einem solchen Austausch Freundschaften, die zum beglückenden Erlebnis werden können und die Verbundenheit unserer Jugend untereinander verstärken.

Nur ein paar Einzelheiten.

zur allgemeinen Orientierung. Ausfüßliche Prospekte und Anmeldeformulare können jederzeit auf der Zentralstelle (Stämpfenbachstraße 12) bezogen werden:

Die Zentralstelle macht für die angemeldeten jungen Leute Familien ausfindig, bei denen sie im Austausch „au pair“ ihre Ferien oder einen länger dauernden Sprachaufenthalt verbringen können. Der Austausch kann sowohl zwischen den verschiedenen Sprachgebieten der Schweiz, als auch in normalen Zeiten wieder, mit dem Ausland stattfinden. Die Zentralstelle prüft die eingegangenen Meldungen, holt die Referenzen ein und tauscht die am besten passenden Partner gegenseitig aus. Natürlich wird bei der Auswahl weitgehende Rücksicht auf die soziale und religiöse Stellung genommen, ebenso müssen der Anmeldung eine Photographie und ein ärztliches Zeugnis beigelegt werden, um jede Möglichkeit einer Gesundheitsgefährdung des fremden Kindes wie der fremden Familie zu vermeiden. Ueber die Dauer und den Zeitpunkt des jeweiligen Austauschens — ob er gleichzeitig oder nacheinander stattfinden wird — haben sich die betreffenden Familien selbst zu einigen.

Jede Familie, die einen Austauschpartner annimmt, verpflichtet sich, ihrem Partner ein angemessenes Zimmer zur Verfügung zu stellen, außerdem für seine Gesundheit zu sorgen und seine Arbeit zu überwachen. Sie soll dazu sein, daß er sich nicht langweilt — kurz, ihn wie das eigene Kind behandeln. Dafür muß der junge Gast sich den Gebräuchen seiner Gastgeber anpassen und ihnen mit der selben Achtung wie seinen eigenen Eltern begegnen.

Bei einem Unfallfall oder Erkrankung gehen die Kosten für ärztliche Behandlung zu Lasten der Eltern des Jugendlichen. Die Gastgeber sind verpflichtet, in diesem Falle die Eltern sofort zu benachrichtigen. Für körperliche oder wirtschaftliche Schäden der Ausgetauschten oder ihrer Familien kann die Zentralstelle keine Verantwortung übernehmen.

Frau Schmid ist von den Ideen begeistert: An Ausgaben entstehen auf diese Weise nur die Reiseflohen, das Taschengeld, sowie eine kleine Einzahlung und Sperrmittelfähigkeit. Ihr Peter wird an einen sprachlich ausgebildeten, fröhlichen Jungen geschickt können und seine Sprachkenntnisse erweitern. Und sie selber wird dann auch nicht allein zu Hause sitzen müssen (wirklich, davor fürchtete sie sich auch ein bißchen!), sondern da wird ein munteres welsches Mädchen in Peters Zimmer wohnen, seine Bücher lesen und mit seinen Freunden plaudern und Ausflüge machen — vielleicht wird er sogar den Rechtlichsteren jenseits auf die Straße hinstürzen.

so wie Peter das der welschen Mutter befragen wird... Ihre Begeisterung und Ueberezeugungskraft sind sehr wirksam: Vater Schmid legt seine Pfeife beiseite, und dem eintretenden Sohn wird die große Antwort verlobt: Bevor er seine Buchbinderlehre antritt, darf er durch den Sprachferien-Austausch der Pro Juventute einen Monat im Welschland verbringen.

Drei Mittel der ethischen Sprachherziehung

Die Harz Vorkellung

Wie ungeheuer wichtig es für die Erziehung zur sprachlichen Ausdrucksfähigkeit ist, dem Kinde nicht unverständliche Worte, sondern auch eine Vorkellung von deren Inhalt und Bedeutung zu geben, hat Pestalozzi im „Schönengang“ noch einmal eindringlich betont: „So wie man beginnt, dem Kinde leere Wörter, als wären sie Sachkenntnisse, in den Mund zu legen und seinem Gedächtnisse einzuprägen, von denen es wieder durch die Gefühle seiner inneren Natur noch durch die Sinnesindrücke seines äußeren Lebens ein Realfundament ihrer wirklichen Bedeutung in sich selbst trägt, so geht man offenbar in der Ausbildung seiner Sprachkraft vom Grundfah, „Das Leben bildet“, ab, und indem man dieses tut, legt man ins Kind den Grundstein aller Verkehrtheit und aller Unnatur im Gebrauche der göttlichen Gabe der Sprachkraft.“

Der kindliche Stil

Wenn die Aufzählung und Briefentwürfe, die die Kinder als Hausaufgabe geschrieben haben, langweilen, sind in der Regel die Eltern die Schuldigen, die den Kindern statt geholfen, einfach fertigerige Sätze in die Feder diktiert haben: „Sei du munter und gesund? Uns geht es gut. Wir haben eine gute Ernte unter Dach gebracht. Wir können zufrieden sein mit diesem Jahr“, usw. Zwar hat es das Kind leichter, wenn es die Schreibweise der Erwachsenen nachahmen darf, aber so lernt es nicht schreiben. Seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit entwickelt sich nur, wenn es das zu schreiben versucht, was es sagen möchte, und nicht das, was Mutter und Lehrer es zu schreiben beauftragen.

Der selbständige Stil gelinget ein wenig schon dem Zweitklässler, der seiner Mutter aus den Ferien schreibt: „Ich habe Heimloch, kommt Du am Dienstag zu mir? Kommt Du? Was macht Kästli? Beißt ihm besser, sag einmal? Was macht Annemarie, jag? Und Suji und Simon und Schaanelli, jag? Für ein Kind gibt es nur den kindlichen Stil.“

Kampf der Unwahrscheinlichkeit

Ein Schulkind, dessen Wohnhaus an einer Straße steht und nirgends an einen Blumengarten grenzt, schrieb unter dem Einfluß eines sentimental, ästhetisierenden Aufzählunterrichts: „Im dichten Grün der Obstbäume steht mein liebes Vaterhaus, das von einem schönen, mit Blü-

men geschmückten Garten umrahmt ist.“ Wehnliche Beschreibungen gegen eine wahrheitsgetreue Darstellung sind in jenen Schulen an der Tagesordnung, die dem Scheinbild der Sprachfunktelle huldigen. Den Aufzählern sollten wir bloßstellen, wo immer er auftritt.



Wesen und Würde der Mundart. Von Georg Thürer. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich.

Seit etwa zehn Jahren waltet in unserm Volke die Ansprache über unser Schweizerdeutsch. Seitiger Eifer auf der einen und großmütiges Mitleiden auf der andern Seite ließen das für und Wider oft lange nicht in ein sachliches Gespräch kommen. Der Krieg brachte uns nun auch in dieser Gemütsfrage unserer Kultur zur Befinnung. Das sprachliche Räubchen faßt die Gemütsfragen und Erfahrungen in lebendiger Weise zusammen. Die Freude am überzeugenden Beispiel leuchtet uns auf jeder Seite entgegen, ob es sich nun um ein trübes Landsgemeindeort oder um ein schönes Liebesgedicht von Meinrad Lienert oder Jakob Burckhardt handelt.

Wahrhaft kostbar wirkt die Einsicht, daß bei einer laubren Grenzberührung beide Teile gewinnen, die „von laubren Meistern erprobte und gestimmte Hochsprache“ und das Schweizerdeutsch, das uns einigermassen „das Geheimnis der Heimat hütet und offenbart“. Was merkwürdiger Eifer zu den hebräer Deutsch hat Georg Thürer hier sein Sprachkenntnis abgelegt.

Redaktion

Dr. Fritz Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telefon 4 60 80, (abwiegend 20. 7.—11. 8.).
 Vertretung: Frau E. Sander - v. Goumouss, Winterthur, St. Georgenstraße 68, Telefon 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elise Kälin-Spiller, Rüschberg, (Zürich).

VIM
 putzt alles schonend
 auch stark beschmutzte Hände!
 Preis: 55 Cts. inkl. Wust und mindestens 5% Rabatt.
 (Vorrang-Vergleichspreis: 52 Cts.)

Verkaufs-Läden

Freitag, 28. Juli 1944

Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Birmensdorf, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Binningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Herisau, Horw, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal,



«Die Zeitung in der Zeitung»

Das würde ihnen so passen!

Die „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ gilt seit wieder einmal gegen den verhaltenen Migroswagen. Pneuromanagement — Benzinmangel — welche langerehnte Gelegenheit, um den fahrenden Konkurrenten um die Ecke zu bringen!

Ein erster Artikel vom 23. Juni fand in unserer Genossenschaftszeitung „Wir Brückenbauer“ am 30. Juni die gebührende Antwort. Nun regt sich das Organ des Spezialehändlerverbandes zum zweitenmal (14. Juli), um nochmals seine kläglichen Argumente an den Mann zu bringen: Wohl verbringt der Migroswagen nicht nur ein Verkaufsbüro, sondern vor allem eine Transportleistung, aber „es ist noch niemand verhungert, weil es einmal keine Migroswagen gab, und es würde niemand etwas mangeln, wenn sie ihren Tausenden von Genossen des Autogeschlechtes auf das Stöckli folgen müßten“. Die Transportleistung würde dann „ganz einfach“ von Bahnen und Pferdefuhrwerken übernommen.

Wir fragen Sie, verehrter schweizerischer Spezialehändler, an: Wieviels von den Uesego-Läden und auch von den übrigen Spezialehändlern auf dem Lande werden denn ohne Mithilfe der X. Uesego-Lieferungsautomobile, ganz zu schweigen von den unzähligen Autos der Fabriken, der Grossisten und des VSK, beliefert? Tut es Ihnen denn nicht in der Seele weh, zu sehen, wieviel kostbarer Gummi auf Ihren eigenen regelmäßigen Autorouten „verschleudert“ wird?

Der patriotische Seelenschmerz der „Schweiz. Spezialehändlerzeitung“ fängt offenbar erst dort an, wo es sich um die Pneu der Migros handelt — die diese, im Gegensatz zu andern Leuten, rechtzeitig so reichlich angeschafft hat, daß sie davon sogar noch an andere hat abgeben können! — und nicht um sozusagen sympathische Pneu der Uesego-Lieferanten... „Bahn, Rod und Mann“ als Ersatz sind gerade gut genug, der Migros zur ausschließlichen Benutzung empfohlen zu werden. Anerkennenswerterweise haben sich die Behörden von den scheinheiligen Ermahnungen nicht verleiten lassen, den Migroswagen Ausnahmestimmungen zu unterwerfen. Sie wissen, daß wir nicht nur weit über den Durchschnitt an Pneu vorräte vorgesorgt haben, sondern uns auch willig und zum Teil über das andern angelegte Maß hinaus den kriegswirtschaftlichen Fahrplanbeschränkungen unterworfen haben. Dies, obgleich gerade um die Reduktion von Halte-

stellen und Routen besonders hart treffen mußte, weil eben der Migros-Wagen gleichzeitig Transport- und Verkaufs-Instrument ist.

Dabei ist eines besonders bemerkenswert: Als der erste Vorstoß gegen die Migros-Wagen kam, in Form einer „wohneinenden „privaten“ Anordnung an das Kriegs-Industrie- und Arbeits-Amt, da hat man wenigstens noch die Vorsicht besessen, die Einstellung der Migros-Wagen nur an jenen Orten zu verlangen, wo ein Migros-Laden vorhanden sei. Heute heime man sich schon viel ungenierter. Die Migros-Wagen sollen überall weg, auch da, wo kein Migros-Laden ist; die Kunden der Migros sollen dann halt in die Spezialehändler pilgern, wo sie entsprechend freundlich empfangen werden dürfen. Für die entstehenden Preisdifferenzen können sie sich dann bei der „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ brieflich bedanken.

Der Konsument ist aber kein Herdentierchen, das man nach Belieben in diesen oder jenem Pferch sperrt —

das sei Ihnen nochmals in Erinnerung gerufen, verehrte „Spezialehändler-Zeitung“. Sie haben ihn aus dem Busch geklopft mit den unvorsichtigen Worten, von „niemand, der ohne Migros-Wagen verhungert“. Er wird sich zu wehren wissen gegen Machinationen, die letzten Endes auf Verteuerung seiner Lebensmittel hinauslaufen. Der Schweizer hat es nicht besonders gern, einem Zwang unterstellt zu werden — auch nicht dem Kaufzwang im Spezialehändler.

Anti-Migros-Propaganda auf dem Lande

In einer Reihe von Landzeitungen erscheint ein anonymier Artikel (Korr. usw.), in dem behauptet wird, die Migros verkaufe Christen zu 60 Rp. Das wäre ja zu schön für die Hausfrau! Tatsächlich verkaufen wir in Zürich das Kilo zu 80 Rp. — zahlen aber den Produzenten den rechten Preis —, nicht zuletzt, um zu verhindern, daß die Kirchen ins Brennfaß wandern, sondern die Hausfrau davon profitiere.

Der Zweck der falschen Preisangabe im genannten Artikel ist aber durchsichtig. Man will vor allem die Migros den Bauern einmal mehr als Preisdrücker vorstellen.

Und gegen das protestieren wir!

Tatsache ist, daß wir in einer Woche 300 000 kg Kirschen placierten, davon einen wesentlichen Teil bei unserer eigenen Fabrik, der Produktion AG Meilen, die 125 000 kg Kirschen zu den offiziellen Preisen abgenommen hat, um den Markt zu entlasten. Heute könnte man die „gerupften“ sogenannten Konservenkirschen erster Qualität von Händlern zu 50 und 60 Rp. kaufen anstatt bis zu 80 Rp., wie wir bezahlten. Die Differenz macht nicht weniger als 20 000 bis 25 000 Fr. aus, die wir den Bauern mehr bezahlen.



Der Ausweg aus dem Zuckermangel

Rübenzucker ist knapp; das empfinden die Hausfrauen ganz besonders jetzt, wo sie vom Früchtesegen einen größeren Vorrat für später anlegen möchten. Mit Birnen-Dicksaft können Sie den Zucker strücken. Dieses neue Produkt eignet sich als Ersatzmittel wie auch zum Süßen von Speisen, Kompott, Konfitüre, Bircher-Muesli, Gebäck usw.

Birnen-Dicksaft, eisigsaft
 Dose zu 1 kg netto, inkl. Wust . . . 3.60
 Dose zu 665 g netto, inkl. Wust . . . 2.50



Die ganze Familie liebt den guten MIGROS Kaffee

Bonarom Paket 150 g -85
Campos Paket 160 g -70
Columban Paket 150 g -80
Exquisito Paket 150 g -90
Zaun, koffeinfrei Paket 150 g -85

Hiesiges Obst und Gemüse
 Täglich große Anfunfen zu günstigen Preisen

Ein Qualitätsprodukt aus erstklassiger, reiner Seife und deshalb für das Waschen und die Pilege aller Textilien mild und schonend.



«Weiße Wolken», die hochprozentige, leichtlösliche Reinseife in Pulverform. Für alle Wasche, auch Feingewebe aus Seide und Wolle. Einfallgewicht 280 bis 290 g, 200 Einheiten
 Nettopreis, inkl. Wust **-85**

Mir müend huuse...! Drum göm mer zur

MIGROS